Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1919-1920)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Les notes d'adoration, la douleur causée par la disparition de l'amant, se répètent, infiniment variées, dans toutes les autres poésies. Ce sont des souvenirs douloureux, comme les „Songes"; ou bien des souvenirs de bonheur, comme le „Réveil" où l'amour mutuel atteint son expression la plus parfaite. C'est la rêverie délicieuse de la „Symphonie Azurée", tableau d'une légèreté et d'une délicatesse telles, que, seule, la musique pourrait les traduire.

Après la souffrance aigüe de „l'Anniversaire" et le sombre renoncement de „Sans Adieu", les accords de cette viole d'amour expirent dans les trois dernières poésies: le Don, le Vœu, Demain, dont voici quelques strophes:

O don de la mort, je suis confessée, j'ai reçu le sacrement de la communion; mon âme est donc prête à s'élancer à ta suite pour ne jamais revenir... (Le Don).

Que chaque pensée devienne œuvre, que chaque germe se transforme en fruit, que tout pleur devienne un chant.

Maintenant que ton esprit en paix est descendu en moi... (Le Vœu).

C'est avril, demain, et tu approches pour me conduire à mon dernier printemps... (Demain).

La voie de l'amour et de la douleur est parcourue; le travail intérieur s'accomplit en cette âme de femme si cruellement éprouvée mais ayant pourtant goûté à des instants de joie suprême. Pour finir, nous ne pouvons que répéter la dernière strophe du „Nocturne lunaire":

e sia silenzio.

ZURICH OLGA RAEVSKY

NEUE BÜCHER

DER FISEL IN DER FREMDE. Von E. Bütikofer (Schweiz. Heimatkunstverlag, Weinfelden 1919; geb. 4 Fr., 157 S.).

DER GEISSHIRT VON FIESCH. Von E. Eschmann (Orell Füssli, Zürich, 1919; geb. 9 Fr., 268 S.).

Das Büchlein Bütikofers erzählt „das Märchen der Wanderjahre": wie er als junger Mann aus der Welschlandpension ins Technikum eintritt, nach Bestehen der Prüfung sein Bündel packt nach Algier, dann nach Spanien, dem Lande des Siebenstundentages, wo er bald in Barcelona, bald in Madrid als Angestellter arbeitet, bis ihn die Welle des Zufalles als Direktor einer Kraftanlage in ein kleines Nest verschlägt, wo er das Volk kennen lernt wie es wirklich ist. Da fällt denn auch der Vergleich zwischen dem Spanier, der einfach „anständig" ist, und dem Schweizer, der auch in der Fremde derselbe „Nörgler und Kleinigkeitskrämer" bleibt, sehr zugunsten des ersteren aus. Dann kehrt der Fisel zurück und vermag sich endlich selbständig zu machen.

Das Bändchen ist reich an Erfahrungen und Einblicken ins praktische Leben, und die beiden letzten Abschnitte sind für junge Kaufleute äußerst beherzigenswert mit ihren erhellenden Streiflichtern auf das Leben im Groß- oder Kleinbetrieb. Künstlerisch aber ist das Büchlein ohne großen Wert; es hat nur den Vorteil, dass es schlicht, ohne Künstelei, geschrieben ist und darum wohltuend wirkt. Das allzu häufige Weglassen des Fürwortes ist aber ein hässlicher Stilmangel, der an das berüchtigte Kaufmannsdeutsch erinnert.

Eschmanns Jugendschrift steht höher, obwohl sie nicht durchaus befriedigt. Josi Zurbriggen, frühe des Vaters beraubt, wird, da auch noch

das väterliche Haus in Asche aufgeht, Geißhirt, später Laufjunge und Träger in einem Hotel in Fiesch, um der Armut, die Mutter und Schwester bedroht, steuern zu helfen. Während er einmal mit geschickter Hand um eine Quellfassung eine Verschalung legt, zieht er die Aufmerksamkeit eines Hotelgastes, des Zimmermeisters Dutweiler aus Zürich, auf sich, der ihn als Lehrling dingt. Ausgelernt, erhält er von der Furkabahn-Gesellschaft den Auftrag zur Erstellung stilvoller Bahnhöfchen. Aber sofort zimmert er sich auch ein eigenes Heim, in das er seine still im Herzen getragene Jugendgeliebte führt.

Da diese Geschichte nicht nur der Jugend, sondern auch „allen Freunden der Heimat" erzählt wird, muss an sie ein strengerer Maßstab gelegt werden, da das Buch eine Volksschrift sein will. Wie schon der Inhalt zeigt, bewegt es sich im Rahmen des Herkömmlichen, auch erweckt es den Eindruck, als wolle es — nicht zuletzt durch den starken Gebrauch mundartlicher Ausdrücke — für den Heimatschutz werben. Diese Bewegung ist eine Sache für sich und wohl berechtigt; eine Dichtung darf sie aber unmöglich störend beeinflussen. Die geschilderten Hauptgestalten sind in eine ideale Sentimentalität hineingerückt, die ihrer poetischen Wahrheit Abbruch tut. Um dem Ganzen mehr Relief zu geben, werden dafür die Zimmerleute, neben denen Josi arbeiten muss, zu gewinnsüchtigen Trunkenbolden gemacht: „Zahltag, Feiertag, ein Schoppen, ein Jass und noch einmal ein Schoppen: das war ihr Heil." Kennt der Verfasser den Mann der Arbeit nicht besser als so? Der Stil ist einfach und frei von jeglicher unwahren Pose; oft fällt er aber ins Überlegte und Lehrhafte. Nur einmal hat die Frische der Bergwelt dem Verfasser die Feder geführt: in der kraftvollen, anschaulichen Schilderung des Aletschgletschers (S. 213 bis 214). Die Schwäche dieses Buches scheint uns darin zu liegen, dass ein Städter die Berge und ihre Menschen zu schildern unternahm, der mit beiden nicht eng genug verwachsen ist, weshalb denn auch die Reflexion zum guten Teil die Kraft der Gestaltung ersetzen musste. Schlicht und einfach, wenn auch künstlerisch nicht bedeutend, sind die vier Zeichnungen Kammüllers. Ob ihnen und der geschmackvollen Ausstattung wird die Jugend die schwachen Seiten dieses Buches nicht bemerken.

E. MOSER

*

DER „GRÜNE HEINRICH" ALS KÜNSTLERROMAN. Von Paul Schaffner. Stuttgart u. Berlin, 1919. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf.

Die vorliegende, vom Verlag mit Fug besonders sorgfältig betreute Untersuchung leistet den Nachweis, dass eine schöpferische Betrachtungsweise selbst Kellers schon gründlich bearbeitete Hinterlassenschaft immer wieder in ein neues Licht zu setzen vermag. Sie gewinnt das Vertrauen des Lesers durch die geschmackvolle, vom Staub der Werkstatt gänzlich freie Darstellungsform und vor allem durch die glückliche Verbindung wissenschaftlicher Sachlichkeit mit persönlicher Anteilnahme. Der Verfasser anerkennt, dass sich der Malerroman während seines schmerzlichen Reifens zum Entwicklungsroman weitete, und er erwehrt sich der Versuchung, seiner Problemstellung zuliebe das Gewicht der Künstlergeschichte zu überschätzen; aber seine Einstellung, durch sichere biographische, literarische und kunstgeschichtliche Kenntnisse gestützt, liefert Resultate, die unserm Wissen um Keller überhaupt zugute kommen. Eine knappe

Musterung der Malerromane von Heinse bis Mörike lehrt, dass *der Grüne Heinrich* „zum erstenmal den Künstler im Kampf mit dem Leben, im Ringen um die Existenz" darstellt. Gewandt schält ein kleines Kapitel „die in die fast unübersehbare Stoffmasse eingebettete Künstlergeschichte" zu bequemer Orientierung aus dem Zusammenhang heraus; der Vergleich des ersten Planes mit den beiden gedruckten Fassungen bestätigt die allmähliche, durch die Entwicklung des Dichters bedingte Umwandlung des sentimental-romantischen Künstlerromans in das autobiographische Bekenntnisbuch und den Bildungsroman, die Verfeinerung der Charakteristik, das Streben nach Objektivität, Kunstfülle und klarer Gliederung. Der zweite Teil der Arbeit spürt auf zum Teil ganz neuen und aussichtsreichen Wegen dem Wirklichkeitsgehalt der Dichtung nach; ohne der Modellschnüffelei zu verfallen — „die Analogiefälle repräsentieren in ihrer Gesamtheit das geistige Milieu, das den Nährboden für die freigestaltende Phantasie des Dichters bildet" — deckt Schaffner interessante Beziehungen zeitgenössischer Maler zu Kellers Lys auf: Haacks Gleichung Lys-Hendrik Leys freilich hält trotz der verführerischen Ähnlichkeit der Namen der genauen Nachprüfung nicht stand; dagegen bedeuten die Namen August Riedel, Karl Rahl und Wilhelm Hasenclever einen „‚Einfluss'-Komplex, dessen Grenzen wohl nie genau festzustellen sind". Der Schlussabschnitt würdigt den Roman als individual- und kunstgeschichtliches Dokument und betont insbesondere, dass Heinrich so wenig als Maler wie als Mensch das getreue Abbild des Dichters sei. — Die abschließende Arbeit über Keller als Maler und Kunstkritiker, die das gewichtige Büchlein in Aussicht stellt, verspricht eine wesentliche Bereicherung der Keller-Literatur zu werden; hoffentlich müssen wir nicht zu lange darauf warten. MAX ZOLLINGER

*

LA VERGINE E LA MONDANA, Roman von Mario Puccini. Casa editrice Sonzogno, Milano.

Der verfängliche Titel verspricht weniger und mehr als er hält. Mit einem eigentlichen Roman im gewöhnlichen Sinn, das heißt: mit der Zeichnung des innern und äußern Entwicklungsganges des Helden hat dieses neueste Werk Puccinis, der vor einigen Jahren mit stark erotischen, psychologisch sehr fein durchgearbeiteten Novellen, *La Viottola*, berechtigtes Aufsehen erregte, nicht viel gemein. Vielmehr handelt es sich um die Charakterzeichnung zweier Frauen: einer Dirne Nina und einer Jungfrau Delia, deren Lebensgang in sporadisch erscheinenden Erlebnissen nur angedeutet wird. Nina ist aus sozialen Gründen in den Dirnenberuf geraten und aus Bequemlichkeit darin geblieben. Im übrigen eine gute, brave Person, gelegentlich zu aufrichtiger Liebe fähig, nie gemein, sondern eher das Opfer gemeiner Ausnützer. In der Zeichnung dieser Dirne erkennt man keinen Ton der Geringschätzung, was für die italienische Auffassung dieser Frauen charakteristisch ist. Das Freudenmädchen als Berufsperson wird dort nicht verachtet; ihre Einschätzung geschieht wie bei andern Frauen nur nach ihrem innern Wesen. Nina gegenübergestellt ist Delia, eine junge Künstlerin aus der Provinz. Sie ist nach Rom gekommen, um in der Hauptstadt ... nicht ihre künstlerischen Ideale zu verwirklichen, da sie solche gar nicht kennt, sondern einzig, um ihr Diplom zu erlangen. Eine kleinbürgerliche, widerliche Egoistin. Ihre Hauptsache: Diplom, Erlangung einer Anstellung. Innerlich

lieblos und leer, aber notwendigerweise zu erniedrigenden Konzessionen fähig, wenn es ihren materiellen Zwecken dienlich.

Viel bedeutender als die Charakterzeichnung ist die Schilderung des „nächtlichen Roms der Außenquartiere“: der schmierigen Nachtkneipen mit den fadenscheinigen Freuden und dem viel größeren Elend, der Spielhöllen der Armen, der Wohn- und Lebensverhältnisse der „Berufsfrauen“. Dann eine Anzahl Typen: Die Kaffeebesitzerin „sora“ Rina, der durch allzu starke Frauenliebe zum Schwächling (und vor Verzweiflung zum Mörder) gewordene Perduto, der garçon de café und Loterieanimierer Nano, die Kupplerin-Zimmervermieterin, der fertige, prämierte, aber von seiner eigenen Fertigkeit degoutierte Künstler, der Galeriedirektor, und im zweiten Teil des „Romans“, der auf dem Lande spielt: die verständnisvolle Pächterin Natala und ihr beschränkter, von der Geistlichkeit verdummter Sohn Barbarino, die „Frati“ eines umbrischen Klosters.

Am interessantesten gerade wegen seiner Interessenlosigkeit ist der Erzähler, ein junger Künstler. Er ist ein Muster so vieler heutiger junger Menschen oder wenigstens der Jugend vor dem Kriege. Trotzdem er im Ich-Ton erzählt, ist er objektiv. Die Schönheiten Roms lassen ihn gleichgültig, die Natur lässt ihn gleichgültig; die Ereignisse und Menschen, die ihm sehr nahe gehen sollten, lassen ihn beinahe unberührt. Er kennt Anfänge von Sympathien, aber zu etwas Ganzem, zu irgendeiner Leidenschaft oder auch nur zu irgendeiner Entscheidung ist er völlig unfähig. Er lässt es darauf ankommen, wird eigentlich immer geschoben, anstatt sich aktiv am Leben zu beteiligen. So erkennt er als den besten Weg des Lebens, sich still in einer Anstellung als Zeichnungslehrer versorgen zu lassen, zu heiraten und, wie der Weise Voltaires, Kinder und seinen Kohl zu pflanzen. In seiner Schwäche und Apathie erinnert er an den Erzähler der *Bekenntnisse* von Hermann Wagner. In der Tendenz, der Zeichnung des Lebens, bilden *La vergine e la mondana* und die *Bekenntnisse* eine Fortsetzung zu Maupassant, aber es fehlt ihnen das Mächtige der Gestaltung, die Leidenschaft der Darstellung. Als Sitten- und Zeitdokument sollte das Werk Mario Puccinis nicht ungelesen bleiben.

BERTHOLD FENIGSTEIN

*

DER NEUE STANDPUNKT. Von Theodor Däubler (Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau. Geheftet M. 3.50.)

Kunstaufsätze. Und zwar Aufsätze über moderne und modernste Kunst, geschrieben von einem modernen kritischen und dichterischen Kopf. Simultanität; Unser Erbteil; Munch; Barlach; Matisse; Henri Rousseau; Chagall; Marc; Picasso; Futuristen und Expressionismus heißen die Kapitelüberschriften. Darin liegt aber nur annähernd eine Begrenzung des inhaltlichen Teiles des Buches. Zu Vergleichszwecken werden auch die künstlerischen Leistungen vergangener Jahrhunderte herangezogen und kein einziges Volk der Erde bleibt dabei von der Betrachtung ausgeschlossen, sobald die allseitige Beleuchtung des Gegenstandes das Abschweifen gebieterisch erheischt.

„Stil ist Schicksal: Wir können unsern Stil nicht selber wählen“, so liest sich der erste tiefsinnige Satz der Einleitung, die mit der abscheulichen Architektur der Gründerjahre unverblümt Abrechnung hält. „Wir, die wir die Verantwortung in der Kunst tragen, ziehn durch unsere verbauten, in Schutt gelegten Städte

und suchen nach verschonten Winkeln, schließen die Augen und Ohren streckenlang, bis wir zu einer versteckten, anheimelnden Stelle kommen, freuen uns plötzlich über etwas Neues, das verspricht, und dabei vergessen wir absichtlich, was uns beleidigt hat, schlucken hinunter, übersehen, sind einsichtig, nehmen mit in Kauf; Einheit finden wir ja nicht mehr. Aber einzelnes lieben, hegen wir inbrünstig, zittern um seinen Fortbestand, sind simultan bei allerhand ähnlichem, das räumlich entlegen ist, und wir glauben noch an eine Einheit. So haben die Gründerjahre das simultanische Empfinden gefördert." In dieser Art ergeht sich Däublers Musterung der Architektur und weiterhin dann der Malerei und Plastik.

Däubler muss weit herumgekommen sein; er spricht in einer Weise wie nur einer sprechen kann, der in Paris so gut zu Hause ist wie in Italien, Berlin oder Wien. Sein Stil, eine eigenartige Mischung von Analyse, Abstraktion und dichterischer Erkenntnis, zeitigt feine Bemerkungen. So heißt es einmal: „Unsre Heimat ist oben. Wir leben hier unsre Sternenabkunft. Auch die großen Werke. Sie sind sogar noch entschiedener sternheimatlich." Die metaphysische Blickrichtung nimmt den sprachschöpferischen Ehrgeiz, der ständig bei Däubler am Werk ist, auf Schritt und Tritt ins Schlepptau. Es werden sich auf die Dauer schwerlich alle Früchte von dieser Seite als haltbar erweisen, auch wenn wir von der persönlichen Geschmacksrichtung des Einzelnen diesen Dingen gegenüber gänzlich absehen. Zwei Proben mögen auch diesen Wesenszug belegen: „Plötzlich schrecklichen Türme schräg überhängig auf. Brükken übertunneln uns überraschend." „Liebliche Triebhaftigkeiten seeligten in die Welt unerforschter Geometrien empor." Grundsätzlich wird man nicht viel gegen eine solche Ausdrucksweise einzuwenden haben: denn schließlich ist eine abstrakte Ausdrucksweise das gegebene Echo einer abstrakten Kunst. Wer die abstrakte Kunst von vornherein ablehnt, der wird auch kaum viel übrig haben für Aufsätze über diese Kunst. Wessen Sinne aber für diesen Gegenstand nicht taub zugeschüttet sind, der wird mit außerordentlichem Gewinn Däublers Essays durchgehen.

EMIL WIEDMER

*

LEGENDEN. Von William Wolfensberger (Zürich, Schulthess & Co., geb. 4.80; 94 S.).

KÖPFE UND HERZEN. Von W. Wolfensberger (ebenda, geb. 8 Fr., 386 S.).

AUS DEN HEILIGEN ZWÖLF NÄCHTEN. Von Henr. Schwabe. (Bern, A. Francke, gebunden 4 Fr., 104 S.)

JUNGE SEELEN. Von Eva Amsteg (Zürich, Orell Füssli; geb. 4.80; 108 S.).

Wenn einer unter den modernen Schweizerdichtern Legenden schreibt, fordert dies unwillkürlich zum Vergleiche mit Gottfried Keller heraus. Denn in keinem einzigen seiner Werke, nicht einmal im *Dietegen,* wirkt der wundersame Goldton so zauberhaft und mischt sich das Märchenhafte so mit sittlicher Hoheit, wie in den *Sieben Legenden,* mit Ausnahme natürlich des tolldreisten Vitalis. Und wo anders wäre der ganze Keller in seinem Ernste und seiner Heiterkeit, seinem Menschlichen und Göttlichen so zusammengefasst, wie in diesem seltenen Büchlein voll gesättigten Austräumens, dass man nicht verstehen kann, wie der feinsinnige Fontane für die Schönheiten dieser

Heiligengeschichten so blind sein konnte! An Kellers Werklein gemessen, können Wolfensbergers Legenden nicht restlos bestehen und wir glauben nicht, dass der Verfasser sie in dieser Form herausgegeben hätte, wie das nun, nach seinem Tode, seine Freunde tun. Schon rein stilistisch genommen kommt noch manches Gequälte, aus der Reflexion Fließende vor. Da heißt es einmal: „... da hinein tauchte er Füße und Hände und als er sie herauszog, waren sie heil von den vielen Wunden mühseligen Wanderns bitterer Not“ oder: „Und alles, was mitleidende Güte schuf und liebende Entsagung im hingebenden Glauben still auf eurer Güte gelitten, kommt hier her als eine Kraft.“ Und klingt es denn märchenhaft, wenn der Wind einmal „an der Baude“ (Hütte, „Bude“) rüttelt, dass sie in allen Fugen kracht oder es aus einer Klaffe herausbraust, wie wenn „eine elektrische Starkstromleitung den Wänden entlang liefe“? Nicht minder verschieden sind diese Legenden an poetischem Gehalt. Wer stutzte nicht, wenn er den Weltenschöpfer plötzlich bei der Bildung des Kantons Graubünden, des Zürcher-, Genfer- und Luganersees antrifft, oder wenn er ihn menschlichklein gemacht sieht: „Um Gemeinschaft zu besitzen, schuf Gott die Erde.“ So stellen sich diese neun Legenden eben doch als noch nicht völlig ausgereift und zu selbstverständlichen Kräften kristallisiert dar. Die Legenden vom törichten Sohn, vom armen Geigerlein und von Tobias Kümmerer (mit ganz okkultistischem Einschlag) sind freilich reifer. Das letzte Stück aber von den „goldenen Lichtern“ strahlt in weiser, reiner Schönheit und verrät, dass dem Verfasser echte Dichterkraft eigen war. Nur um dieser Legende allein ist das Bändchen, das Martha Cunz leider nicht künstlerisch genug schmückte, lesenswert.

Der Novellenband *Köpfe und Herzen* enthält fünf Erzählungen aus dem Bündnerlande. Diese derben oder verschmitzten Gestalten sind wirklich aus dem Leben gegriffen; denn als Pfarrer von Fuldera hatte er wohl Gelegenheit, sie zu erleben. Eine Meisternovelle ist „Der Narr“, die Geschichte des Pfarrers Unruh, der, obwohl die fleischgewordene Liebe, hie und da in tolle Raserei fällt und Gott fürchterlich flucht. Die Gemeinde setzt ihn ab. Da blickt er in einem mystischen Hellgesicht das Leben nach dem Tode und dies gibt ihm Kraft, die Bürde auf sich zu nehmen: „dankend nahm er den Wanderstab und wanderte fort, dem Willen seines großen Gottes untertan.“ Diese ganz spiritistische Lösung lässt gera ezu an ein Vatermedium denken! In der „Seuche von Charpella“ ist das alte Hassmotiv zwischen zwei Nachbarn behandelt, bis die Lösung durch die Erkenntnis herbeigeführt wird, dass in der Liebe die größere Kraft wohne. „Veronika“ ist eine hübsche Kindergeschichte und zeigt, wie durch das kleine Vreneli das Zerwürfnis zwischen Vater und Großmutter gehoben wird. Die Erzählung von Flurin dem Schnapser, der, von seinem Bruder ums Erbe betrogen, schließlich elend zugrunde geht, leidet schon an schleppender Langatmigkeit, die in der Novelle von den Glocken zu Pralöng noch deutlicher hervortritt. Auch dies Buch hätte der Verfasser kaum so ans Licht treten lassen; denn es verrät noch zu deutliche Beeinflussung durch Gotthelf. Diese zeigt sich nicht nur im Geiste, sondern auch äußerlich in den Kapitelüberschriften und dem überwuchernden Einschlag von mundartlichen Ausdrücken, zwei Merkmale, die den Genuss stören. Der Autor hätte sie

gewiss noch hinaus gearbeitet, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

Ganz okkultistisch sind die Erzählungen von Henriette Schwabe; sie spielen „zur Zeit der heiligen zwölf Nächte, wo manches geschieht, was keiner erklären kann". Das „Requiem", der „Hof" und besonders „Frau Hela", die Gott bittet, ihren in der Seeschlacht gefallenen Gatten wieder sehen zu dürfen, was ihr zweimal gestattet wird, bezeugen, dass die Verfasserin die Lehren der geheimen Wissenschaft kennt. So liegt ein geheimnisvolles Sehnen nach Großem, Ewigem in dem schwermütigen Büchlein. Überlegung ist es aber, welche diese Erzählungen voll wilder Phantastik entstehen ließ und nicht reine Poesie. Nur wo die Dichterin aus dem täglichen Leben schöpft, etwa in der Geschichte des unglücklichen Einsamen, der sein junges Weib aus Eifersucht erschlug und schwer an der Schuld zu tragen hat, oder in der Geschichte des Seemannsknaben, der seinen Vater im Leuchtturm durch seine kindliche Erzählung von einem Verbrechen bewahrt, so dass der Seemann beschämt gestehen muss: „es ist etwas Wunderbares um die Seele eines Kindes: sie ist oft stärker als die Seele eines Mannes," da wird sie wahr, weil alles beim Einfachen bleibt. Die schönste Erzählung des Bändchens ist aber die Legende vom nordischen König Haakon, der die drei erstorbenen magischen Steine seiner Krone wieder zum Leuchten bringt, da er sich dreimal selber bezwungen. Diese Legende gehört wohl mit Wolfensbergers „Goldenen Lichtern" zu den besten Märchendichtungen, welche in unserm Lande in jüngster Zeit entstanden sind.

Das Büchlein von Eva Amsteg enthält vier Kindergeschichten. Es zeigt sich in ihnen, was man bei Dichterinnen oft bemerken kann: ein leiser Hang zum Sentimentalen, da den jungen Helden ein nicht immer wahres Märtyrertum auferlegt wird, dem sie nicht gewachsen sind und dem sie darum in ihrer Frühreife erliegen müssen. Gut ist freilich die Geschichte des jungen Aimé, des Sohnes eines Schuhmachers, der durch seine Standhaftigkeit seinem vom Typhus befallenen Bruder das Leben rettet. Zum Danke hierfür lässt ihn der kinderlose Hausarzt auf seine Kosten die Arzneikunst studieren; denn er glaubt, in Aimé den Nachfolger gefunden zu haben, dem die Bemühungen um das Wohl seiner Kranken auch reines „Herzensbedürfnis" wäre. Da dann auch Suzanne Recordon das Bändchen mit etwas kahlen Zeichnungen versehen hat, ist diese schön ausgestattete Jugendschrift eben nicht restlos gelungen. Es ist aber auch so noch genug vorhanden, um Kindern Freude zu machen. Denn sie sind glücklich genug, für solche Mängel noch kein Auge zu besitzen. E. MOSER

*

DAS FORSCHERBUCH. Von Dr. M. Oettli (Rascher, Zürich; gebunden Fr. 5.50, 171 S.).

Dies „Forscherbuch", der vierte Band der Jugendbücher Raschers, die wir beim Erscheinen mit gutem Gewissen empfehlen konnten, stellt höhere Anforderungen an die Selbständigkeit und wird darum den Geist der Jugend in noch stärkerem Grade anregen als seine drei Vorgänger. Es ist für die letzte Primarklasse und die Sekundarschulstufen bestimmt. Dabei geht der Verfasser, an Erfahrung wohl durch jahrelangen Umgang mit der Jugend gereift, vom Einfachen aus, das vor den Füßen liegt, und schreitet zum Schwereren vor. Ganz recht, wenn dies sein Leit-

stern ist: „Das Interessante scheint uns immer da zu wohnen, wo wir nicht sind, am Amazonenstrom, auf dem Gaurisankar. Nein! unsere allernächste Umgebung ist interessant. Es gibt überhaupt kein Ding, das, in den rechten Zusammenhang gestellt, nicht so reich und lebensvoll wäre wie irgendetwas, was man als Wunder anzustaunen pflegt.“ Zuerst wird gelehrt, eine Frage richtig zu beantworten; dann kommt das Beobachten selbst, das an vielen Beispielen gezeigt wird, um die Freude am wahren Sehen zu wecken und den Schüler zu befähigen, einen Versuch selbständig zu Ende zu führen. Die Lösungen sind dem Buche, das nicht alles sofort vorlaut ausplaudern will, nicht beigegeben, können aber vom Verlage bezogen werden. Diese Jugendbücher werden sich bei jung und alt rasch fest verankern, wenn sie sich auf der Höhe halten, auf der sie anfangs schon standen und erfrischend wirken, da man des trockenen Tons, mit dem der Jugend oft die Natur vermittelt wird, längst satt ist. Dabei dürfte aber doch in Zukunft ein Satz wie: „und mein Schatz beim Schlittschuhlaufen sollte gekleidet sein wie der Sommervogel dort aus Indien“ (S. 41) als eine dem Ernste der Sache schadende, burschikose Äußerung in einem Schülerbuch unterbleiben. E. MOSER

*

VATERLANDSKUNDE DER SCHWEIZ. Von Dr. E. Lerch (Schulthess, Zürich; geb, Fr. 4. 80, 300 S.).

Unter den zahlreichen Lehrmitteln für dies Fach scheint uns das Büchlein von Lerch eines der brauchbarsten zu sein. Denn es geht von der Erkenntnis aus, der staatsbürgerliche Unterricht dürfe nicht ein Wissen zum Ziel haben — Wissen ist immer nur Mittel zum Zweck —, sondern die Erziehung zum historischen Willen, „der den Menschen befähigt, aus der Erkenntnis der Vergangenheit heraus an der Gegenwart und damit an der Zukunft mitzuarbeiten“. Das erste Drittel des Bandes umfasst die Geographie und die Wirtschaft unseres Landes, das zweite die Geschichte und das letzte die Verfassung. Vorteilhaft wirkt die gedrängte und dennoch reiche Knappheit und Sachlichkeit. Da überall Geographie gelehrt wird, halten wir den geographischen Teil für entbehrlich; dafür könnte etwa eine kurze Darstellung unsrer politischen Parteien und deren Blätter, sowie ein Hinweis auf die gewaltigen sozialen Strömungen und Probleme der Neuzeit in der nächsten, dritten Auflage erfolgen. Auch dürfte der Verlag seine Bücher endlich einmal geschmackvoller ausstatten! — Auf einen Mangel möchten wir aber doch noch hinweisen, der allen solchen Leitfäden für Vaterlandskunde, des Franzosen Paul Bert und des Numa Droz Versuche inbegriffen, anhaftet: *der Schüler wird in ihnen zum blinden Anbeter des Staates erzogen, statt zur sachlichen Kritik an Staat und Behörden.* Denn nie mehr als heute gilt A. Daguets Wort: „Die Demokratie ohne Aufklärung ist eine Geißel“. Freilich kann man geltend machen, ein Lehrbuch dürfe von objektiver Neutralität nicht abrücken. Aber solche, den bestehenden Staat verhimmelnde Lehrbücher sind ja, im Grunde genommen, auch nicht ehrlich neutral! Da hätte dann dafür der Lehrer Gelegenheit, auf Misstände im öffentlichen Leben der Vergangenheit und der Gegenwart aufmerksam zu machen, um den werdenden Bürgern das Gefühl für Recht und Unrecht einzupflanzen. Steht er nicht auf der Zinne einer Partei und ist er reif und frei genug, wird er da verjüngend und reinigend zu wirken vermögen. E. MOSER

DIE DREI GESCHEITEN MÄNNER VON AU; VETTER JEREMIAS UND DIE SCHWESTERN TANZEYSEN. Novellen von Lisa Wenger, Zürich 1919. Verlag Rascher & Cie.

Was Lisa Wenger von der Gescheitheit an den Anfang ihrer ersten Erzählung setzt, mag auch für die Dichterin und ihre Kunst gelten. Es ist damit eine eigene Sache: „Ob man sich selbst, oder ob andere einen dafür ansehen, oder ob man es wirklich ist, darauf kommt's an.“ Da dieses dreifache „Ob“ für die Dichterin zutrifft, gibt es keinen Zweifel darüber, dass sie es wirklich ist. Dabei braucht sie keine lauten Töne anzuschlagen und keine abgründigen Gedanken und haarspalterischen Spitzfindigkeiten in die Seelen ihrer Gestalten zu legen, man weiß es dennoch. Auch wenn es sich bloß um ein Lotterielos, um einen durchtriebenen bösen Dorfgeist, um einen gutmütigen Bauern und seine schlaue Frau, um ein armes, ehrliches Schneiderlein, seinen Schatz und seine Mutter handelt. Es ist ein Labsal, dass es heute auch solche Erzähler gibt. Wenn in der andern Geschichte zwar eine Verlobung gefeiert wird, wo es zwei Bräute und einen Bräutigam, daraus schließlich eine Hochzeit mit einer dritten Braut gibt, so ist das eine reichlich verzwickte Begebenheit; aber sie bricht gemütlicherweise dort ab, wo für den Beglückten wahrscheinlich die Enttäuschungen beginnen würden. L.

*

FRANZÖSISCHE REISE. Impressionen von Alexander Castell. Zürich 1919. Verlag Rascher & Cie.

Eine seltsame Symphonie bleibt einem in den Ohren: Das mit herzlicher Anteilnahme registrierte Summen der Großstadt hinter dem Kriege, dazwischen die, durch die menschenfreundliche Sachlichkeit des Beobachters gedämpften Explosionen der Front und über allem das zitternde Läuten der Sehnsucht, dass es doch wieder so sein möchte wie einst. Oder sinnende Farbenakkorde: Paris! Blaue Fliegernächte; gierig durchkostete Entspannungen in grellgelb erleuchteten Sälen; Palastfluchten im weichen Grau des Winters. Die Front! Wieder grau, aber diesmal Trümmerfelder und Sumpfgebiet; Rauch und Gase, blaue und braune Uniformen; das Gold schmerzlich verkrüppelter Heiligenbilder; Schrapnellblitze in schwarzen Wolken. May! Immer wieder zwischen Großstadtlärm und Frontgetöse die feine Silhouette eines jungen Mädchens. Alexander Castell hat diese eindringlichen Impressionen auf wenigen Seiten zusammengerafft. Und da er seine Eindrücke mit der behutsamen Kunstfertigkeit eines Goldschmiedes formt, ist auch ein kleines Schmuckkästchen entstanden. L.

*

DIE GELBE KETTE. Novelle von Esther Odermatt. Zürich 1919. Verlag Rascher & Cie.

Esther Odermatt hat eine feine Liebesgeschichte geschrieben. Mit weicher Hand streut sie auf den zarten Teppich einer Sonnenlandschaft, in die blauen Gegenden des Tessin, zwischen die leuchtenden Felsen der Berge eine Handvoll Menschenblumen. Und um den Strauß, welchen sie nachdenklich löst, ist die gelbe Kette geschlungen, welche zwei junge Seelen zusammenhält. Die Novelle hat etwas von jenen sanften Sommervormittagen, durch welche hin und wieder glühender Atemzug der Luft den Duft reifender Felder uns zuträgt. L.

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.
Redaktion und Sekretariat: Bleicherweg 13. — Telephon Selnau 47 96.